DIE KRAFT DER GROßZÜGIGKEIT

Andreas Schiemenz

WIE PHILANTHROPIE UNSERE GESELLSCHAFT VERÄNDERT

MURMANN

DIE KRAFT DER GROßZÜGIGKEIT

DIE KRAFT DER GROßZÜGIGKEIT

Andreas Schiemenz

WIE PHILANTHROPIE UNSERE GESELLSCHAFT VERÄNDERT

MURMANN

EINLEITUNG
GROßZÜGIGKEIT ÜBERWINDET GRENZEN 7

KAPITEL 1
GROßZÜGIGKEIT ERWEITERT DEN HORIZONT
Die menschliche Natur der Großzügigkeit 14

KAPITEL 2
WAS IHR DEM GERINGSTEN MEINER BRÜDER TUT
Großzügigkeit in den Religionen 35

KAPITEL 3
DAS VIELFÄLTIGE ANTLITZ DER GROßZÜGIGKEIT
Philanthropisches Engagement von der Antike bis zur Gegenwart 49

KAPITEL 4
DAS GEMEINWOHL NICHT DEM STAAT ÜBERLASSEN
Philanthropie in den USA 62

KAPITEL 5
DU GEHÖRST DAZU
Vertrauen schafft Verbindung: Wie Großzügigkeit die Gesellschaft stabilisiert 71

KAPITEL 6
WAS WILL ICH MIT MEINEM ENGAGEMENT ERREICHEN? 78

KAPITEL 7
UNTERNEHMERISCHES DENKEN – ERFOLGSORIENTIERTES HANDELN 123

KAPITEL 8
EIN KURZES KAPITEL ÜBER GELD
Wie sich gemeinnützige Organisationen finanzieren 147

KAPITEL 9
EINE STIFTUNG SOLL ES SEIN?
Die Gründung einer Stiftung: Alles, was Sie wissen müssen 160

KAPITEL 10
AUF DIE WIRKUNG KOMMT ES AN
Ziele definieren – mit Transparenz und langem Atem verfolgen – Impact messen – erfolgreich umsetzen 174

KAPITEL 11
NEXTGEN-PHILANTHROPIE
Wie eine neue Generation mit neuen Impulsen und neuen Werten das gesellschaftliche Engagement bereichert 182

KAPITEL 12
DAS GESCHÄFT MIT DER GROßZÜGIGKEIT
Die finanzielle Seite gemeinnütziger Organisationen – Expertise und Kontrolle sind essenziell 207

EINE NEUE KULTUR DER GROßZÜGIGKEIT – VISION UND AUFRUF 213

Dank 221

ANHANG

Anmerkungen 224
Literaturübersicht 228
Über den Autor 231

EINLEITUNG
GROßZÜGIGKEIT ÜBERWINDET GRENZEN

Kürzlich hatte ich in meinem E-Mail-Postfach eine Nachricht von einer Philanthropin aus den USA, die mehr als 100 Millionen Dollar an Menschen in Europa geben möchte, die sich für eine gerechte Welt einsetzen. Und ich sei nun eine dieser Personen, die zu dem glücklich auserwählten Personenkreis gehören.

Diese E-Mail landete im Spamordner meines Onlinepostfachs, da der Absender sehr kryptisch war. Darüber hinaus war sie extrem schlecht ins Deutsche übersetzt. Kurzum: Sie löste vor allem Kopfschütteln aus, kein Glücksgefühl, ausgewählter Beschenkter und künftiger Millionär zu sein.

Ich habe lange über diese E-Mail nachgedacht. Zwar flattern solche Nachrichten immer wieder in meinen digitalen Briefkasten, von nigerianischen Prinzen bis hin zu vollkommen unbekannten großzügigen Erbtanten in Übersee ist die Bandbreite recht breit.

Doch dass nun auch die Philanthropie eine Masche ist, um Menschen übers Ohr zu hauen, das war mir neu. Offenbar ist die Philanthropie im Sprachgebrauch der Internetkriminalität angekommen.

Als ich Anfang der 2000er-Jahre von meiner Position als Leiter des bundesweiten Fundraisings der gemeinnützigen Johanniter-Unfall-Hilfe in die Beratungswelt wechselte, war das Wort »Philanthropie« fast schon in Vergessenheit geraten. Wenn überhaupt, so wurde von Mäzenen gesprochen oder im Vokabular der spendensammelnden Organisationen von Großspenderinnen und Großspendern.

Mit meinem Wechsel in das Wealth Management der damaligen HSH Nordbank AG, der Landesbank für Schleswig-Holstein und Hamburg, stellte sich die Frage, wie der von mir übernommene Bereich programmatisch und zukunftsweisend benannt werden könnte.

Zuständig war dieser Geschäftsbereich für die Beratung von vermögenden Privatkunden in ihrem Stiftungsengagement sowie für die Betreuung der Stiftungen. Viele Banken standen nach der Finanzkrise ab 2007 unter enormem Druck, denn nach dem Einbruch des US-Immo-

bilienmarkts kam es in einer weltweiten Kettenreaktion zu einer Bankenkrise und umfangreichen Rettungsmaßnahmen. Die Krise ging mit einer starken Rezession, steigenden Staatsverschuldungen und einem spürbaren Druck auf den Arbeitsmarkt einher.

Eine unmittelbare Folge waren die fallenden Zinsen, die sich insbesondere auch auf die Kapitalanlagen von Stiftungen negativ auswirkten. Bei niedrigen Zinsen hatten die Stiftungen weniger Mittel, um ihre satzungsgemäßen Aufgaben sowie die internen Aufwendungen zu finanzieren. Das machte für viele mögliche Stifter das Stiftungsmodell unattraktiv.

Damit war der Ansatz klar: Es ging darum, den Bereich Stiftungen der Bank in eine Zukunft zu führen, in der die Kunden einen erweiterten Mehrwert für sich sahen. Darüber hinaus war es wichtig, diesen Bereich nicht als einen Produktbereich »Stiftungskapital« zu führen, sondern den zahlreichen Unternehmerfamilien und vermögenden Einzelpersonen eine hochwertige und kundenfokussierte Beratungspalette zu bieten.

Kurzum: Der Begriff Stiftungen umfasste nicht die Neuausrichtung dieses Bereiches, es musste eine andere Bezeichnung gefunden werden, etwas Griffiges, was das gemeinnützige Engagement von Vermögenden umschreibt. Eine Formel, die aus der Perspektive der Privatkunden einen Mehrwert enthält und darüber hinaus zur hanseatischen Denk- und Handlungsweise passt.

Philanthropie – ein fast vergessener Begriff mit großem Potenzial

Schließlich fanden wir das Wort »Philanthropie«, ein Begriff aus der griechischen Antike, der damals, halb vergessen, tief in der humanistischen Geschichte verborgen lag. Fortan zierte unsere Visitenkarten der Zusatz »Philanthropie und Stiftungen«.

Philanthropie, so beschreibt es Wikipedia, ist »ein menschenfreundliches Denken und Verhalten«. Seinen Ursprung hat das Wort im altgriechischen *philanthrōpía,* das aus *phílos* (Freund) und *ánthrōpos* (Mensch) zusammengesetzt ist. So ist der Menschenfreund als Bezeichnung für jemanden entstanden, der sich durch einen humanitären Geist auszeichnet.

Konkret jedoch bezog sich dieser Begriff in der Antike auf »eine wohlwollende, großzügige Einstellung Vornehmer, Mächtiger und Reicher gegenüber ihren wirtschaftlich schwächeren Mitbürgern. Zur Philanthropie gehörten auch bedeutende freiwillige Leistungen wohlhabender Bürger für das Gemeinwohl.«[1]

Wenn unser Aufgabenbereich auf den Visitenkarten mit »Philanthropie und Stiftungen« beschrieben wurde, sollte das also verdeutlichen, wie weit über ein reines Stiftungsmanagement hinaus wir das Engagement unserer Privatkunden fassen und begleiten konnten.

Während wir das Wort anfangs häufig noch buchstabieren mussten und oft einen Lacher für den Hinweis ernteten, »es handelt sich nicht um Briefmarken«, also Philatelie, hat der Begriff seither in einem breiten gesellschaftlichen Spektrum Einzug gehalten:

Viele gemeinnützige Organisationen nennen ihre Großspendenabteilungen »Philanthropie« und die dort tätigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Philanthropie-Experten. Bereits 2006 gründete Felicitas von Peter eine auf Beratung und Forschung fokussierte gemeinnützige GmbH, die das Engagement von Einzelpersonen, Stiftungen und Unternehmen für die Bewältigung der Klimakrise fördert und unterstützt: Active Philanthropy in Berlin. Es gibt ein Center for Philanthropy Studies an der Universität in Basel, ein auf den Nonprofit-Sektor spezialisiertes interdisziplinäres Institut für Forschung und Weiterbildung, das 2008 gegründet wurde und von Prof. Georg von Schnurbein geleitet wird. Und nicht zuletzt gibt es zahlreiche Philanthropie-Services von Banken, Kanzleien und Dienstleistern.

Als ich im Sommer 2022 das erste philanthropische Family Office in Deutschland als Gründungsgeschäftsführer aufbauen durfte, gab es eine klare Vision und einen deutlichen Ansatz, auf dem die Arbeit aufgebaut wurde.

Uns war deutlich geworden, dass das verfügbare philanthropische Kapital in Deutschland, Österreich und der Schweiz (D/A/CH-Region) nicht annähernd ausgeschöpft wurde. Es war davon auszugehen, dass maximal 20 Prozent des zur Verfügung stehenden Geldes in gemeinnützige Arbeit fließt. Offensichtlich gab es also eine große Lücke zwischen dem, was gemeinnützige Organisationen Jahr für Jahr erhalten, und den Beträgen, die Vermögende jährlich zu zahlen bereit waren.

Aus unserer Sicht gab – und gibt es – viele Gründe, warum dieses philanthropische Kapital nicht zum Einsatz kam. Unter anderem lag es, da waren wir uns sicher, an den unübersichtlichen gemeinnützigen Märkten. In Deutschland gibt es mehr als 600 000 gemeinnützige Organisationen, in der Schweiz über 13 000 und in Österreich mehr als 6000.

Auf der anderen Seite zogen und ziehen viele Akteure am Kapital der Vermögenden. Die Finanzdienstleister und Berater sind ebenso an Geschäften interessiert wie gemeinnützige Organisationen und Stiftungen an finanzieller Unterstützung.

Trotz dieser unübersehbaren Vielfalt gab es kaum ein Angebot für philanthropisch interessierte Menschen, das sich ganz und gar an ihren Interessen und Wünschen orientierte. Kein Family Office, wie man sie aus der klassischen Finanzwelt kennt, das sich um das philanthropische Vermögen von wirtschaftlich erfolgreichen Menschen kümmert und die Familien über Generationen hinweg auf ihrem Weg begleitet.

Selten bis nie wurde beachtet, was die Grundlage und Idee der Philanthropie und des damit verbundenen finanziellen Engagements von Unternehmerfamilien und Managern ausmacht. Denn Philanthropie, davon hat mich meine langjährige berufliche Praxis überzeugt, ist ein

intrinsischer Wert von Unternehmerfamilien, die ihren wirtschaftlichen Erfolg als Auftrag verstehen, sich für die Gesellschaft einzusetzen und zu engagieren.

Dabei geht es explizit nicht darum, der Gesellschaft etwas »zurückzugeben«. Denn die Unternehmen haben der Gesellschaft nichts genommen, was zurückzugeben wäre. Im Gegenteil, sie bezahlen für die eingesetzten Ressourcen und bilden mit ihren Steuern eine tragende Säule der öffentlichen Finanzen.

Der Philanthrop Tobias Merckle betont, dass in seiner Familie ein zentraler Kodex vermittelt wurde: »Der wirtschaftliche Erfolg ist nicht für den persönlichen Luxus gedacht.« Aus diesem Verständnis heraus hat er nicht nur den gemeinnützigen Verein Seehaus gegründet, der im Bereich Opferhilfe, Straffälligenhilfe und Prävention tätig ist, sondern auch die Hoffnungsträger Stiftung, die sich insbesondere der Integration von Flüchtlingen und Migranten widmet, und die Sinngeber gGmbH als philanthropisches Family Office.

Diese Verpflichtung, dieser Wert, basiert auf Großzügigkeit. Wir dürfen in der Betrachtung der Philanthropie diese Großzügigkeit nicht vernachlässigen, denn sie ist der Kern, aus dem mehr erwächst, als über Spenden oder Stiftungen zu geben oder zu teilen. Großzügigkeit umfasst viel mehr. Sie ist nicht den großen Vermögen vorbehalten, sondern allen Menschen in unserer Gesellschaft möglich.

Großzügigkeit ist mehr

Es geht um eine innere Haltung, die das eigene Selbstverständnis und den Blick auf die Mitmenschen prägt. Wir alle kennen die Geschichte des römischen Soldaten Martin von Tours, der an einem kalten Wintertag auf einen frierenden Bettler vor den Toren der Stadt Amiens traf. Da der Soldat kein Geld bei sich hatte, teilte er mit dem Schwert seinen dicken Soldatenmantel und gab die Hälfte dem armen Mann. Diese Ge-

schichte vom heiligen Martin steht für die Nächstenliebe gegenüber den Mitmenschen, für Barmherzigkeit als menschlichen Charakterzug und das Teilen mit Bedürftigen. Der Martinstag mit den Lichter- oder St.-Martinsumzügen ist bis heute Bestandteil der Jahresfeste in Kindergärten und Grundschulen.

Von Kindesbeinen an lernen wir, wie wichtig Nächstenliebe, Barmherzigkeit und Teilen sind. Diese Elemente der Großzügigkeit sind es, die mich in den Jahren als Fundraiser, Bankdirektor oder Family Officer fasziniert haben. Denn diese Großzügigkeit hat zwei Seiten, die am Beispiel des heiligen Martin deutlich werden: Zunächst sieht der römische Soldat den frierenden Bettler, er reitet nicht achtlos an ihm vorbei. Der Bettler in seiner Not wird nicht ignoriert oder übersehen, er ist ihm nicht egal, sondern der Soldat sieht den frierenden Menschen in seiner Situation, nimmt ihn wahr. Und im zweiten Schritt geht dieser fremde Soldat auf den Mann zu, spricht ihn an und teilt mit ihm den wärmenden Mantel. Wie hat dieses Erlebnis wohl die Sicht des Bettlers auf die Welt verändert?

In unserer Welt, in der es mehr Spaltung als Bindung, mehr Gegensätzliches als Gemeinschaftliches zu geben scheint, ist Großzügigkeit ein mögliches Gegenmittel gegen Egoismus und Ausgrenzung. Mit Großzügigkeit verlassen wir unsere Denkrinnen und Komfortzonen, nehmen uns gegenseitig wahr und treten für die Menschen ein, die unsere Unterstützung brauchen.

Mit diesem Buch, liebe Leserinnen und Leser, möchte ich für Großzügigkeit werben und Sie ermutigen, sich für die Gesellschaft zu engagieren. Ich möchte aufzeigen, wie Philanthropie im Großen und im Kleinen unsere Welt positiv verändern und prägen kann. Spüren Sie der Kraft der Großzügigkeit nach und verändern Sie gemeinsam mit vielen Menschen unsere Gesellschaft!

KAPITEL 1

GROßZÜGIGKEIT ERWEITERT DEN HORIZONT

DIE MENSCHLICHE NATUR DER GROßZÜGIGKEIT

Wie viel Großzügigkeit steckt in uns Menschen? Wie großzügig dürfen oder müssen wir sein? Welche Rolle spielt das für unser soziales Zusammenleben? Zwar liegt es in der modernen, aufgeklärten Gesellschaft nicht im Trend, doch es gibt viele Menschen, die etwas von sich abgeben. Warum tun sie das? Und welche Folgen hat es für die Großzügigen selbst und welche für die Empfängerinnen und Empfänger dieser Großzügigkeit?

Großzügigkeit ist ein einfaches Wort, das inhaltlich so viele Möglichkeiten umfasst, deutlich mehr als Spenden. Großzügigkeit beschreibt die Bereitschaft, freiwillig die eigenen Ressourcen mit anderen zu teilen. Natürlich kann es dabei auch um Geld oder Vermögen gehen. Doch auch Zeit, Aufmerksamkeit, Wissen und Erfahrungen gehören dazu. Ebenso wie Beziehungen und Zugänge, Vertrauen, Einfluss und Macht, Gastfreundschaft und Vergebung. All diese Ressourcen können mit anderen Menschen geteilt werden.

Großzügigkeit darf nicht mit materieller Verschwendung verwechselt werden. Wahre Großzügigkeit ist weit mehr als spontane Mildtätigkeit oder die Spende aus einem schlechten Gewissen heraus. Nehmen Sie eine alltägliche Situation auf der Straße oder in der U-Bahn: Dort steht jemand, schäbig gekleidet, mit einem leeren Pappbecher. Ein Blick zur anderen Seite, und schon ist die bettelnde Person aus dem Blickfeld verschwunden. Großzügigkeit kann durch verschiedene Aktionen erfolgen. Zum einen mit etwas Geld, aber auch durch einen freundlichen Blick und vielleicht sogar durch ein paar freundliche Worte wie: »Passen Sie gut auf sich auf.«

Großzügigkeit zeigt sich hier durch die kleine Spende, den freundlichen Blick und die kurze Zeit für die freundlichen Worte. Die bettelnde Person bekommt das Gefühl, dass sie gesehen wird und dass das Gegenüber ihr mit aufmerksamem Respekt begegnet.

Es sind wichtige Merkmale, die in dieser einfachen Begegnung stecken: Das erste wichtige Merkmal ist die Freiwilligkeit. Aus Zwang

heraus zu handeln, wie beispielsweise durch gesellschaftlichen Druck, bedeutet eben nicht, großzügig zu sein. Das zweite Merkmal ist Handeln über die eigenen unmittelbaren Interessen hinaus. Das dritte Merkmal betrifft die Wahrnehmung der Bedürfnisse anderer. Denn auch bettelnde Menschen haben Bedürfnisse, und diese können über eine rein finanzielle Unterstützung hinausgehen. Denn gesehen und als Mensch wahrgenommen zu werden, ist ein zentrales Bedürfnis – auch für Menschen, die beispielsweise auf der Straße leben. Das letzte und vierte Merkmal von Großzügigkeit ist die Bereitschaft, etwas Wertvolles abzugeben oder zu teilen. Ein paar Cent, ohne Blickkontakt in den Becher geworfen, sind Almosen. Doch den Menschen Aufmerksamkeit und ein wenig Zeit zu schenken, das ist die Großzügigkeit in dieser Geste.

Wenn Großzügigkeit pantomimisch beschrieben werden soll, kommen uns oft weite, große Gesten in den Sinn. Doch Großzügigkeit ist nicht durch die Größe der Gabe definiert, sondern durch die Weite des Denkens. Großzügigkeit beginnt im Kopf. Und zwar dort, wo das Denken ein wenig weiter wird.

Großzügigkeit beginnt im Kopf

Großzügigkeit ist nicht nur eine Frage des Gebens. Sie ist zunächst eine Frage des Denkens.

Wer großzügig handelt, richtet den Blick über die eigenen Interessen hinaus. Er fragt nicht ausschließlich danach, was ihm selbst nützt, was ihm zusteht oder was er verlieren könnte. Wer großzügig handelt, bezieht auch die Bedürfnisse anderer, das gemeinsame Wohl und mögliche langfristige Wirkungen in seine Überlegungen mit ein.

In diesem Sinne ist Großzügigkeit Ausdruck einer geistigen Weite. Sie erweitert den Horizont des Handelnden.

Ein enges Denken orientiert sich häufig an Knappheit. Es sieht vor allem das, was fehlt, bewahrt werden muss oder verlorengehen könnte.

Großzügiges Denken nimmt dagegen Möglichkeiten wahr. Es erkennt, dass das Teilen von Geld, Zeit, Wissen oder Aufmerksamkeit Beziehungen stärken, Vertrauen schaffen und gesellschaftliche Entwicklungen anstoßen kann.

Dabei setzt Großzügigkeit die Fähigkeit zum Perspektivwechsel voraus. Wer großzügig ist, bleibt nicht bei der eigenen Sichtweise stehen. Er versucht zu verstehen, was ein anderer Mensch benötigt, welche Chancen ihm fehlen und welche Unterstützung für ihn tatsächlich hilfreich sein könnte.

Großzügigkeit bedeutet nicht, wahllos zu geben, im Gegenteil: Sie kann sehr überlegt sein. Sie verbindet Mitgefühl mit Urteilskraft. Sie fragt nicht nur, ob gegeben wird, sondern auch, wie, wann und mit welcher möglichen Wirkung.

Zur Weite des Denkens gehört außerdem eine langfristige Perspektive. Viele großzügige Handlungen entfalten ihre Wirkung nicht sofort. Investitionen in Bildung, soziale Projekte, Wissenschaft oder Kultur können Jahre benötigen, bis ihre Ergebnisse sichtbar werden. Großzügigkeit ist daher häufig mit Geduld verbunden. Sie vertraut darauf, dass auch kleine Impulse langfristig etwas verändern können.

Zugleich erweitert Großzügigkeit den Kreis der Menschen, für die Verantwortung empfunden wird. Dieser Kreis beginnt oft bei der Familie oder im persönlichen Umfeld. Er kann sich jedoch auf Fremde, gesellschaftliche Gruppen, kommende Generationen oder Menschen in anderen Teilen der Welt ausdehnen.

Gerade darin liegt ihre gesellschaftliche Bedeutung. Großzügigkeit überwindet die Vorstellung, dass jeder Mensch ausschließlich für sich selbst verantwortlich sei. Sie erinnert daran, dass Individuen immer auch Teil größerer Zusammenhänge sind.

Großzügigkeit beginnt deshalb nicht im Portemonnaie und lässt sich nicht allein an der Höhe einer Spende messen. Auch Zeit, Aufmerksamkeit, Wissen, Geduld und die Bereitschaft, anderen Raum zu geben,

können Ausdruck großzügigen Handelns sein. Entscheidend ist die zugrundeliegende Haltung: die Fähigkeit, größer zu denken als die eigenen unmittelbaren Bedürfnisse und weiter zu sehen als bis zum persönlichen Vorteil.

Eine kurze Geschichte der Großzügigkeit

Großzügigkeit ist eine kulturelle Bewegung, die auf philosophischen und religiösen Werten beruht. In der Antike galt die Großzügigkeit als eine Tugend des Bürgertums. Aristoteles hat beispielsweise einen Unterschied zwischen dem angemessenen Geben und reiner Verschwendung gemacht. Seiner Überzeugung nach hat Großzügigkeit mit Maß, Haltung und Verantwortung zu tun.

Im deutschsprachigen Raum hat Großzügigkeit eine lange Vergangenheit. Im Mittelalter sprach kaum jemand von Philanthropie, sozialer Innovation oder gesellschaftlicher Wirkung. Man sprach von Barmherzigkeit, Almosen und Mildtätigkeit. Später kamen Begriffe wie Wohltätigkeit, Gemeinsinn, Mäzenatentum und Gemeinnützigkeit hinzu. Die Wörter änderten sich – und mit ihnen die Vorstellungen davon, warum Menschen geben, wem geholfen werden soll und welche Rolle der Staat dabei spielt.

Die Geschichte der Großzügigkeit handelt von Nächstenliebe und Stiftungen, aber auch von Bevormundung, sozialer Kontrolle und dem Wunsch, sich selbst ein Denkmal zu setzen. Manche Menschen gaben aus Mitgefühl, andere aus religiöser Pflicht, wieder andere aus Verantwortungsbewusstsein oder aus dem durchaus menschlichen Wunsch, in guter Erinnerung zu bleiben. Großzügigkeit war selten ganz selbstlos.

Im Mittelalter war Großzügigkeit vor allem religiös begründet. Die Versorgung armer, kranker und alter Menschen gehörte zu den Aufgaben der Kirche. Bischöfe, Klöster, Orden und Bruderschaften betrieben

Hospitäler, Herbergen und Armenhäuser. Später kamen zunehmend städtische und bürgerliche Stiftungen hinzu.

Ein Spital war kein Krankenhaus im heutigen Sinne. Dort wurden nicht nur Kranke behandelt. Es war Pflegeheim, Armenhaus, Hospiz und Herberge zugleich. Spitäler nahmen auch alte Menschen, Waisen, Pilger, Bedürftige und Menschen ohne Unterkunft auf. Das *Historische Lexikon der Schweiz* beschreibt diese Einrichtungen entsprechend als Orte, »in denen Bedürftige unterschiedlichster Art versorgt und beherbergt wurden«.

Hinter dieser Hilfe stand ein christliches Weltbild, das den bedürftigen Menschen als Nächsten, wenn nicht sogar als Abbild Christi verstand. Der berühmte Satz aus dem Matthäusevangelium brachte die Sache auf den Punkt: »Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.«

Die Hilfe für einen armen Menschen galt damit zugleich als Dienst an Christus. Das war eine kraftvolle Vorstellung. Sie gab auch Menschen Würde, die gesellschaftlich kaum Einfluss besaßen. Gleichzeitig entstand ein religiöser Kreislauf des Gebens: Die Wohlhabenden verteilten Almosen und hofften auf Gottes Gnade. Die Armen erhielten Unterstützung und beteten für ihre Wohltäter. Die einen brauchten Brot, die anderen das Seelenheil. Großzügigkeit war daher nicht nur eine Beziehung zwischen Menschen, sondern auch eine Art Verbindung zwischen Erde und Himmel.

Viele Stiftungen dienten zusätzlich der Erinnerung. Wer eine Kapelle, ein Hospital oder eine Armenstiftung errichtete, wollte nicht einfach verschwinden. Der eigene Name, die Familie und die guten Taten sollten über den Tod hinaus Bestand haben. Großzügigkeit war deshalb häufig auch Erinnerungspolitik.

Ein berühmtes Beispiel ist die Fuggerei in Augsburg. Jakob Fugger stiftete 1521 eine Wohnsiedlung für bedürftige Bürger. In der Stiftungsurkunde legte er fest, dass sie »in ewig Zeit« bestehen solle. Der Satz

klingt selbstbewusst – und er war erfolgreich: Mehr als 500 Jahre später existiert die Fuggerei noch immer.

Daran lässt sich erkennen, was Großzügigkeit ausmachte: wirtschaftlicher Erfolg, religiöse Dankbarkeit, soziale Verantwortung, familiäre Erinnerung und der Wunsch nach Dauer. Der Stifter gab etwas ab, blieb durch seine Stiftung aber zugleich anwesend.

Das Aufkommen staatlich verwalteter – und kontrollierter – Hilfe

Im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit veränderte sich der Blick auf Armut. Bevölkerungswachstum, Seuchen, Kriege, wirtschaftliche Krisen und Wanderungsbewegungen führten dazu, dass immer mehr Menschen Unterstützung benötigten. Die bisherigen Formen der Armenfürsorge stießen an ihre Grenzen. Nun begann man, die Bedürftigen einzuteilen.

Es entstanden Kategorien wie »würdige« und »unwürdige« Arme. Als unterstützungswürdig galten beispielsweise Alte, Kranke, Waisen oder Menschen, die unverschuldet in Not geraten waren. Arbeitsfähige Bettler, Ortsfremde und umherziehende Menschen gerieten dagegen unter Verdacht. Von ihnen wurde erwartet, dass sie arbeiteten, sesshaft wurden und sich den geltenden Regeln unterordneten, also sich in die Gesellschaft einordneten.

Wer aus Sicht der Obrigkeit seine Armut selbst verschuldet hatte, konnte von der Unterstützung ausgeschlossen werden. Bettelverbote, Arbeitspflichten und Ausweisungen gehörten zunehmend zur Armenpolitik. Damit bekam die Großzügigkeit eine unangenehme Begleiterin: die Kontrolle.

Hilfe wurde nicht mehr nur gegeben, weil ein Mensch bedürftig war. Zunehmend musste er beweisen, dass er die Hilfe auch verdiente – eine Entwicklung, die erstaunlich modern klingt: Bis heute wird darüber

diskutiert, wer Unterstützung erhalten soll, wie viel Eigenverantwortung erwartet werden darf und wann Solidarität angeblich ausgenutzt wird.

Die Reformation beschleunigte diese Entwicklung besonders in den protestantisch geprägten Gebieten Deutschlands und der Schweiz. Klöster wurden aufgelöst oder verloren einen Teil ihrer bisherigen Aufgaben. Städte und Gemeinden mussten die Armenfürsorge stärker selbst organisieren.

Das hatte Vorteile. Unterstützung konnte planmäßiger verteilt werden. Es entstanden Armenkassen, städtische Krankenhäuser und verbindlichere Regeln, mit denen die Hilfe auch überwacht wurde. Die Stadt wollte wissen, wer arm war, woher jemand kam und warum er nicht arbeiten konnte.

In den katholisch geprägten Teilen Österreichs, Süddeutschlands und der Schweiz blieben Klöster, Orden und kirchliche Einrichtungen länger von zentraler Bedeutung. Doch auch dort wuchs mit der Zeit der Einfluss der staatlichen und städtischen Obrigkeiten.

Besonders deutlich zeigte sich dies im Österreich des 18. Jahrhunderts. Kaiser Joseph II. ließ Klöster aufheben, die aus seiner Sicht keinen unmittelbaren gesellschaftlichen Nutzen erfüllten, und ordnete das Gesundheits- und Armenwesen neu. Das 1784 eröffnete Allgemeine Krankenhaus in Wien war Teil dieser Politik. Es sollte kirchliche und private Armenfürsorge nicht vollständig abschaffen, aber durch eine staatlich gelenkte Versorgung ergänzen und teilweise ersetzen.

Aus Barmherzigkeit wurde zunehmend Verwaltung. Die Hilfe bekam Akten, Vorschriften und Zuständigkeiten. All diese Hintergründe waren wichtig auf dem Weg zu einer Gesellschaft, in der soziale Unterstützung nicht allein davon abhing, ob gerade ein wohlhabender Mensch ein gutes Herz oder einen großzügigen Tag hatte.